und die Verstädterung des Geschmacks am Eigenen wirkt sich heute schon in der gesamten Wohnungseinrichtung des Bauern, ja sogar bis hinein in den Kochtopf aus. Kommen heute junge Bauernsöhne und -töchter in die Stadt, so genügen, wie W. H. Riehl im Kapitel „Der entartete Bauer" schreibt, „nur drei bis vier Jahre allzuleichten Erwerbs, nur drei bis vier Jahre Wohlleben und Aufgeben der alten einfacheren Sitten", um ihre Abneigung, ihren Widerwillen gegenüber der harten Bauernarbeit lebenslang wachzuhalten.

Der Stolz und die Freude des Bauern, sich in der Tracht als Angehöriger seines Berufsstandes erkennen zu geben, sind schon zu sehr geschwunden, zu spät setzte die Erziehung der anderen Volksschichten ein, im Bauern den gleichwertigen Volksgenossen anzuerkennen. Heute zwar freut sich der Städter über jede Tracht, die im Menschengewühl der Großstadt auftaucht. Ob aber die Städterin Sonntag für Sonntag jene Tracht tragen wollte? Ganz zu schweigen von der Frage, ob sie aufs Land gehen und Bäuerin werde wolle!

Der Reichsnährstand hat mit seinen anerkennenswerten Bestrebungen, das Gemeinschaftsgefühl des Bauern, als der Grundlage für die Wiederbelebung der Trachten, zu stärken viel Gutes erreicht. Wenn aber seine Arbeit Erfolg haben soll, dann müßte eine Einzelbetreuung jedes Trachtendorfes in den gefährdeten Gebieten einsetzen. Hand in Hand damit sollte unbedingt die Schulung der Trachtenschneiderinnen gehen. Da die meisten der heute noch bestehenden Frauentrachten durchaus nicht der Zweckmäßigkeit und den bäuerlichen Lebensbedingungen entsprechen, könnten sie am ehesten unter Mithilfe der Herstellerinnen den zeitgemäßen Anforderungen in gesundheitlicher und praktischer Hinsicht angeglichen werden. Nur auf diese Weise kann die Erhaltung noch bestehender Trachten gewährleistet werden. Die Wiederbelebung ausgestorbener Trachten dagegen ist unmöglich.

Mein Heimatland 26 (1939)

Die Strohkorbflechterei im Bauland

Von Heiner Heimberger, Adelsheim

Im Bauland stehen in den Speicherkammern der meisten Bauernhäuser einige alte, geflochtene Strohkörbe, die durch ihre Größe, mehr noch durch ihre wahrhaft formvollendete Gestaltung auffallen. Die schlichte, ungegliederte Rundform strebt von einem breiten, standfesten Boden aus, sich leicht wölbend, nach oben, erreicht im zweiten Drittel der Gesamthöhe ihre größte Ausbauchung und nimmt dann nach der Öffnung hin stärker ab. Zwei kleine Handheben betonen die ruhige, wohltuende Linienführung. Diese wird auch nicht gestört durch die regelmäßigen, leichten Einkerbungen zwischen den aufeinanderfolgenden Strohringen. Der stumpfe Glanz des Strohes und die etwas dunklere Tönung der spiralig um die Ringe gewundenen Holzbänder geben dem Gefäß ein eigenes Gepräge.

In ihrer Größe sind die Strohkörbe unterschiedlich. Im allgemeinen beträgt die Gesamthöhe 60 cm, der Bodendurchmesser 50 cm, die größte Weite 60 cm und die Öffnung 40 cm. Ihren Inhalt gibt der Bauer mit ungefähr 4 bis 5 Simri (= rund 100 bis 120 Liter) an.

Auf die Frage nach Alter und Hersteller erhält man kaum eine befriedigende Auskunft: die Körbe stehen hier am selben Platz schon seit Eltern- und Großelternzeiten. Sie dienen, wenn sie noch dicht und unzerrissen sind, heute wie ehedem zur Aufbewahrung von allerlei Sämereien wie Erbsen, Bohnen, Wicken, Kleesamen, aber auch als Hutzelkorb (für Dörrobst). Hierfür eignen sich die Strohkörbe weit besser als Säcke, da das Stroh warm hält, immer trocken bleibt und bei dem wechselnden Feuchtigkeitsgehalt

Alte Bauländer Strohkörbe (Heimatmuseum Adelsheim) Aufn. H. Heimberger, Adelsheim

der Luft das in den Körben lagernde Gut vor dem „Anlaufen" schützt. Ein weiterer Vorzug gegenüber den heute üblichen Säcken ist der, daß die harten Strohringe selten von Mäusen zernagt werden. Da die Körbe zudem durch dichtsitzende Strohdeckel geschlossen werden können, ist ein Verlust des Inhalts durch Mausfraß fast unmöglich.

Trotz aller dieser Vorzüge wurden die Strohkörbe ausgangs des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr von den Säcken verdrängt. Damit ist auch das alte, früher blühende Hausgewerbe fast ausgestorben. Nach längerem Nachforschen ergab sich nämlich, daß die Strohkorbflechterei vor 100 Jahren noch allgemein zu den Winterbeschäftigungen der Kleinbauern des Baulandes ebenso gehörte wie das Strohwiedflechten, Rechenmachen, Besenbinden oder gar das Weben[1]. Wo heute noch im Bauland die Kunst der Strohflechterei als Hauswerk betrieben wird, in Oberschefflenz, Osterburken, Merchingen, Bronnacker, Hüngheim und Waldstetten, fertigen einzelne ältere Männer den Winter über lediglich noch Strohnäpfe, die hierzulande zum Brotbacken gebraucht werden und für die daher der Bäcker und die Bauersfrau immer wieder Bedarf haben. In Mittelschefflenz aber lebt der Bauer Wilhelm Seitz, genannt „'s Schmieds Willem", einer der letzten Träger dieser hauswerklichen Überlieferung, der es noch versteht, die Strohkörbe mit großem Geschick, in bester Werkgerechtigkeit und in den altbewährten Formen herzustellen. Freilich hat auch er heute nur selten noch Gelegenheit, die alten, großen Körbe anzufertigen, da sie kaum mehr bestellt werden. Dagegen flicht er reizende kleine Strohkörbe mit Deckel nach Art und Form der großen Vorratskörbe für die Kinder, die darin beispielsweise ihre „Weihnachtsgutsel" aufheben. Dann und wann bekommt er auch einen Auftrag von einem Odenwälder Bauern, der noch einen jener alten Bienenkörbe aus Stroh haben möchte, oder er fertigt große, tonnenförmige, un-

[1] In vielen Baulandorten schlug mancher Bauer über Winter seinen Webstuhl in der Stube auf, um nicht nur den Eigenbedarf des Hauses zu decken, sondern auch einen kleineren oder größeren Nebenverdienst zu erarbeiten.

Der Strohkorbboden in Arbeit

Aufn. H. Heimberger, Adelsheim

gebauchte Strohkörbe, die man da und dort ebenfalls in den Speicherkammern sieht und in denen die Bäuerin geschrotete Gerste, Kleie oder auch Mehl aufbewahrt. Diese Körbe werden übrigens nur mit einem Tuch zugedeckt, damit ihr Inhalt nicht muffig wird. Dem Hausfleiß unseres Strohkorbflechters genügen jedoch diese gelegentlichen Aufträge nicht, darum hat auch er sich in den letzten Jahrzehnten auf die Herstellung von Backnäpfen verlegt.

Über das Alter dieser bäuerlichen Werkkunst weiß Seitz, ein guter Sechziger, weiter nichts, als daß er sie vom Großvater und Vater erlernt hat. Wenn bis jetzt diese Flechterei auch nirgendwo durch Belege aus früheren Jahrhunderten bezeugt ist, so spricht doch viel dafür, daß wir es hier mit einer uralten Bauernkunst zu tun haben, die gleich der Korbflechterei und der Töpferei bis in die Frühzeit zurückreicht. Sie verdient allein schon als aussterbendes Gewerbe besondere Beachtung und ausführliche Beschreibung.

Die Werkstoffe, wie auch die wenigen Werkzeuge, die zur Herstellung der Strohkörbe benötigt werden, sind überraschend anfänglich und schlicht. Im Spätherbst und im Winter, wenn der Saft in den Bäumen und Sträuchern stockt, durchstreift der Strohflechter Wald und Hecken auf der Suche nach Haselstecken. Er unterscheidet Weiß-, Rot- und Schwarzhasel — erkennbar an der Färbung der Rinde — und bevorzugt die ersten beiden Arten. Mit einem Bündel zwei Meter langer, gerader, astreiner Ruten kehrt er heim. Durch Schaben mit dem Taschenmesser entrindet er die einzelnen Stecken; dann schneidet er eine „Kracke", eine kleine Kerbe, eine Handbreit vom Wurzelende ein, hebt mit dem Messer einen dünnen, 4 bis 5 mm breiten Span ab und löst ihn durch leichtes Biegen der Rute übers Knie langsam in der ganzen Rutenlänge. Schon hier

Der Korb wächst

Aufn. H. Heimberger, Adelsheim

bedarf es besonderen Geschicks, daß dieser Span nicht zu früh „ausgeht", d. h. zu kurz und daher unbrauchbar wird. Der abgelöste Span wird nun nochmals mit dem Messer gespalten. Den einen Anfang mit den Schneidezähnen festhaltend, zieht der Bauer den anderen langsam herunter und gewinnt so zwei millimeterdünne, 4 bis 5 mm breite Holzbändel, „Schienen" genannt. Auf diese Weise werden aus einem Haselstock eine große Menge solcher Schienen „gerissen". In runde Schlaufen gelegt und auf eine Schnur aufgereiht, werden sie bis zum Bedarf im Speicher aufgehängt.

An den langen Winterabenden oder auch tagsüber, wenn Schnee und Sudelwetter die Arbeiten im Freien unmöglich machen, trifft der Strohkorbflechter in der warmen Stube die Vorbereitungen für sein Werk: in der Ofenröhre stellt er in einem Hafen mit heißem Wasser die Schienen auf, damit sie die nötige Geschmeidigkeit und Biegsamkeit erhalten. Dann holt er einen Bund schönes, langes, handgedroschenes Kornstroh, an dem die Ähren abgeschnitten sind, aus der Scheuer herein. Zwar würde sich das dünnere, schmiegsamere Einkornstroh besser eignen, doch wird diese Frucht seit vielen Jahrzehnten nicht mehr angebaut. Als Werkzeug braucht er nur einen eisernen Pfriemen und eine fingerslange, daumendicke Tülle aus Leder, den „Bund". Auf einem Schemel sitzend beginnt nun der Strohkorbflechter seine Arbeit. Durch den Bund steckt er zunächst nur 10 bis 15 Halme so, daß sie eine Handbreit herausragen, dreht sie leicht zusammen und legt das dünne Seilchen, nachdem er es mit der Schiene fest umbunden hat, zu einer engen Spirale. Jeden Strohring heftet er an den ihm vorhergehenden dadurch an, daß er jeweils in Abständen von etwa 1 cm mit dem Pfriemen durch den inneren Ring vorsticht, mit der Schiene durchfährt, sie spiralig um den äußeren Ring windet und fest

anzieht. So gewinnt er den Anfang des Bodens, der für alle Strohgefäße, vom Napf bis zum Strohkorb, gleich ist. Je weiter die Spirale wird, um so mehr Strohhalme steckt er in den Bund, bis dieser nach 3 bis 4 Windungen dauernd gefüllt ist. Das Seil behält dann bis zur Korböffnung hinauf die gleiche Dicke. Die Sauberkeit und Festigkeit des Korbes hängt nun noch davon ab, daß die Halmenden nicht hervorstechen und daß die Anfänge und Enden der Schienen fest und unsichtbar verwahrt werden. Der Boden des Strohkorbes ist vollkommen eben und enthält bis zu 18 Strohringe. Er liegt etwas erhöht, was durch einen untergesetzten, mit Schienen am Boden befestigten, starken Randwulst erreicht wird. Dies ergibt eine größere Standfestigkeit des Korbes und schützt zugleich ihn samt seinem Inhalt vor etwaiger Feuchtigkeit von unten her. Vom Boden aus flicht der Bauer das Strohseil fortlaufend in Schneckenlinien in die Höhe, indem er an Weite zugibt oder abnimmt, je nachdem es die Gefäßform gerade verlangt[1]. Die beiden Handheben bestehen ebenfalls aus einem kurzen Strohseil, das aber so eng mit Schienen umwickelt ist, daß sie das Stroh völlig verdecken. Sie werden eine Handbreit unter der größten Weite des Korbes in das Strohseil eingearbeitet. 38 bis 40 Strohringe ergeben die Höhe eines Korbes mittlerer Größe. Auch die Öffnung erhält einen verstärkten Rand. Der Deckel wird ähnlich dem Boden geflochten; er steht etwas über und schließt sich durch einen nach innen gehenden Stutzen aus zwei Ringlagen eng an den oberen Innenrand des Korbes an. In seinem Buche „Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen" erwähnt W. Bomann einen dem Bauländer Strohkorb ähnlichen Vorratsbehälter für Korn, „Roof" genannt[2] und beschreibt[3] die Herstellung eines Bienenkorbes, die nur geringe Abweichungen mit unserer Strohflechterei aufweist. J. Blau[4] schildert in der „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst" die Anfertigung von strohernen Brotkörben. Danach werden im Böhmerwald als „Flechtruten" Weiden verwendet, die mit einem „Spalthölzchen" geteilt werden. Aus Stroh geflochtene Feuereimer, die, nach Blau, früher dort üblich waren, finden sich — neben ledernen — auch in den fränkischen Heimatmuseen.

Die Arbeiten des bäuerlichen Menschen waren von jeher bodengebunden, d. h. in stärkstem Maße von den Möglichkeiten abhängig, die die Natur ihm bietet. Hier zeigt sich die Grundschicht unseres Volkes am deutlichsten als Kulturschöpfer. Neben dem Haus und vielen Teilen seiner Einrichtung sind die schlichten, einfachen Alltagsgeräte, zu denen auch die Bauländer Strohkörbe zählen, vielfach bis in die Vorzeit zurückzuverfolgen. Im Laufe einer langen Entwicklungsreihe wurden sie immer wieder geprüft und — wenn möglich oder nötig — verbessert, so daß sich schließlich organisch gewachsene und ausgereifte Lösungen von geschlossenster, endgültigster Gestalt ergaben. Sie sind nicht erfunden, sondern entstanden, nicht gewollt, sondern geworden, nicht nachgeahmt, sondern weiterentwickelt. Kein ästhetisches Ausprobieren liegt ihrer Formgebung zugrunde, sondern einzig und allein die Forderung nach Zweckmäßigkeit. Immer aber waren sie den Gesetzen des Gemeinschaftslebens unterworfen und tragen daher den Stempel der Allgemeingültigkeit, des echten Volksguts. Gerade deshalb sprechen die alten bäuerlichen Gebrauchsgegenstände unser Formgefühl so stark an. Sind sie doch durch die blutbedingte Haltung und Gesinnung ihrer Hersteller artgleich den, von Form- und Stilverwirrungen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gereinigten Alltagsgeräten der heutigen Tage.

[1] Derselbe Aufbau findet sich schon in der vorgeschichtlichen Keramik und zwar in der „Lausitzer Kultur". Hier sind sie Wände von Korbschalen und -schüsseln aus langen, dünnen Tonwülsten hochgedreht.

[2] Bomann W., Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, S. 145.

[3] A. a. O. S. 199f.

[4] Blau J., Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst, 1. Teil, Wald- und Holzarbeit. S. 396ff.

Der Strohflechter bei der Arbeit Aufn. H. Heimberger, Adelsheim